

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 211 (1932)

Artikel: Von alten Gräbern

Autor: Keller-Tarnuzzer, Karl

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374888>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dem Finderlo — föszg Frangga heft verschriba!“
Der Martatunni ist fast erchlüpft ob der Nüwig-
keit, de jez heder ke Esel meh bruucht, und de erst
der groß Finderlo! Drum hederjchi gschwind usan
Uswäg bsunna: „Was, du Gwajung!“ ist er gagat da
Peter ugsfahra, „du heft gwüß da ganza Summer
mit mim Esel Cholla gsaumat, es unerhört Schelma-
stück, und jez witt nu Finderlo. Du muoßt mar a
törliga Biis zalla für de Esel, sus verchlagati wäga
Fundunterschlagig. Jawolla!“

„Neu gmach!“ hed der Peter in aller Ruow vomena
guota Gwüssa gantwortat. „Was du seist wägam
Bruucha vo dim Esel muoßt mer bewiisa, das laast
ich la bbla. Der gsunda Esel ubergib-i jez frat der
Übrigkeit, ich hä-scha nüt z'fürta, bis der verschriba
Finderlo zallt heft.“

Jez hed die ganz Stuba für da Peter Parti gnu
und bsunderbar der Wägmacher hed erklärat: „Ich
züga dür alle Gwätti für da Müll. Ich hä das Tier
ggeh, was der Peter vom Märt bracht hed und häs
birum ggeh, wa er midam ds Land us ist ges zrugg
bringa. Tunni, Tunni, mach ke Flausa und zall der
versprocha Finderlo!“

Was hed der Martatunni jez macha wella? Er hed
nu as Wiili gsuttarat und granggat und z'letscht die
50 Frangga zallt. Bald dernah heder der vierbeinig
Unglücks vogel us Verdrüß billig verchauft, schier
verschenkt, und der brav Esel hed a guota Herra
bercho, wie ärs au verdient kā hed nah era sotta
Hantierig.

Es git halt doch a Grächtigkeit in der Wält! —

Von alten Gräbern.

Von Karl Keller-Tarnuzer.

Wir Menschen kommen uns alle sehr wichtig vor.
Jeder meint, die Welt in irgend einem Teile vor-
wärts zu schieben, und in der Tat tut dies auch ein
jeder, meist ohne es selbst genau zu erkennen. Von
einem jeden von uns gehen Einflüsse aus, wenn auch
nur auf die nächste Umwelt, die aber diese Einflüsse
wieder weiterträgt und auf diese Weise mithilft, die
Welt langsam aber unaufhaltsam zu wandeln. Diese
Einflüsse sind in ihren Einzelheiten nur unklar zu
erkennen, und sie werden auch mit den feinsten
Instrumenten nie gemessen werden können. Mit
dem Tode des einzelnen Individuums fallen diese
Einflüsse dahin, der Mensch scheidet aus aus dem,
was die Wissenschaft Weltgeschichte nennt. Viele
bedauern das, viele möchten auch gar zu gerne wi-
ßen, wie die Welt in hundert Jahren aussehen wird,
viele möchten gerne weiterhin mitarbeiten helfen am
Aufbau der Zukunft. Aber schließlich müssen auch sie
sich dem Naturgebot fügen, und sie tun es, je nach
ihrer persönlichen Einstellung zu den letzten Dingen
mit der Hoffnung, von der Schiller sagt: „Noch am
Grabe pflanzt er die Hoffnung auf“, mit stiller
Resignation oder mit verhaltenem Zorn.

Und wie wir heutige Menschen es halten, so haben
es Millionen von Menschen gehalten, die vor uns
über die Erde gegangen sind. Auf unserer Heimat-
erde allein haben hunderte von Millionen Menschen
vor uns gelebt; sie ruhen heute unter der Erde, viele
längst zu Staub und Asche vermodert, so daß von
ihnen auch nicht der kleinste Rest übrig geblieben ist,
viele aber liegen als blozes Knochengerüst noch still
im Boden. Wenn der Forscher ein solches Grab ent-
deckt und das Skelett vor sich im Boden liegen sieht,
dann denkt er im stillen für sich, was dieser Tote
wohl sagen würde, wenn er heute aufstehen könnte
und die vielen Fabrikamine sähe, die Eisenbahnen,
die Automobile, die Flugzeuge, die mit Geschwindig-
keiten dahin rasen, die er zu Lebzeiten höchstens an
den Bögeln kannte, was er wohl zu der Tracht der

heutigen Generation, zu ihren Speisen, zu ihren
Stuben und Küchen, zu ihren Vergnügungen aller
Art sagen würde? Der Forscher aber denkt weiter,
was der wiedererstandene Tote wohl zu erzählen
wüßte aus der Zeit seines Lebens. Und er ist sicher,
daß er von Nöten und Kümmernissen, von Freuden
und Lüsten zu berichten wüßte, genau so, wie es die
heutigen Menschen auch tun, und wir heutigen Men-
schen würden erkennen, daß die Menschen vergan-
gener Zeiten sich ebenso wichtig nahmen, wie wir,
daß sie ebenso gerne lebten wie wir und daß sie den-
noch dem Tode ihren Sold bezahlen mußten, wie wir
es einst werden tun müssen.

Alte Gräber! Sie sprechen eine eindringliche
Sprache zu dem, der die Sprache der Toten versteht;
sie lehren uns vor allem, uns bescheiden, seien wir
noch so hoch oder so niedrig gestellt, sie lehren uns
stille sein für eine Weile, uns auf die letzten Dinge
besinnen. Sie lehren uns aber noch etwas anderes,
nämlich die alten Zeiten verstehen, ihren Inhalt er-
kennen, sie lehren uns den Werdegang der Menschheit
bis auf unsere Tage.

In Pbyn wurde im Jahre 1929 ein spätromisches
Grab aus der Zeit um 350 n. Chr. gefunden. Da
lag eine Frau in die Erde versenkt mit vier bron-
zenen Armspangen am linken Unterarm, einem glä-
sernen Salbgefäß rechts vom Kopf und einem Trink-
glas links vom Kopf, und außerhalb des rechten
Unterschenkels fand sich eine große verzückte Schüssel,
in der die Knochen eines Geflügels lagen. (Abb. 1).
Was lehrt uns dieses Grab? Es zeigt uns, daß die
Römer an ein Fortleben nach dem Tode glaubten.
Die Tote brauchte im Jenseits dieselben Dinge, an
denen sie im Leben hing. Man mußte ihr den Salb-
topf mitgeben, damit sie ihr Antlitz auch im Jenseits
salben konnte, sie brauchte ihr Trinkgefäß, um dort
nicht zu verdursten, sie brauchte Nahrung, darum
legte man eine ganze Mahlzeit in der Schüssel für
sie nieder. Sie wollte auch im Jenseits nicht un-

geschmückt gehen, darum ließ man ihr die Armpangen, die sie in ihrem Leben getragen hatte. Das Grab lehrt uns aber auch, daß man schon in der Römerzeit seine Angehörigen so liebte, daß man für sie über den Tod hinaus sorgte, daß das Seelenleben schon in den alten Zeiten Opfer zu bringen imstande war, nicht weniger, als dies heute der Fall ist. Dann zeigt uns aber dieses Grab auch, welchen Kulturstand die spätromische Zeit bereits erreicht hatte, welche Erfindungen damals schon bekannt waren (z. B. Glas), welche Erleichterungen sich der Mensch in dieser frühen Zeit schon geschaffen hatte.

Im Jahre 1927 wurde ein alamannischer Friedhof im Dorfe Güttingen im Thurgau aufgedeckt. Da fand man unter vielen andern Gräbern dasjenige eines jungen, noch nicht ganz ausgewachsenen Mädchens. Um den Hals trug es eine Kette aus farbigen Glasperlen, auf

der Hüfte lag eine eiserne Gürtelschnalle und in der Gegend des linken Beines zeigten sich die Reste eines ledernen Beutels, auf dem eine Menge von bronzenen Gegenständen aufgenäht waren. Es fanden sich hier Ringe, Anhänger, Schmuckstücke, eine silbertauschierte Schnalle und andere Dinge. Hier hat die Elternliebe, die auch von der heutigen Elternliebe sich nicht übertroffen werden kann, dem Kinde das mitgegeben, was ihm das liebste im Leben war: seinen Schmuck. Es sollte ihn im Jenseits nicht entbehren. — Ein zweites Grab des gleichen Friedhofs barg die Reste eines Mannes. An seiner rechten Hüfte lag das Schwert mit der zum Teil noch erhaltenen Schwerthescheide. Da lagen auch vier eiserne Pfeilspitzen und eine große eiserne Gürtelschale. (Abb. 2.) Der Alamanne fühlte sich im Leben nicht nur als Landwirt, sondern stets auch als Soldat. Sein Ideal war die Wehrhaftigkeit. Diese Wehrhaftigkeit durfte er auch nach dem Tode nicht verlieren, darum gab man ihm seine Waffen mit und begrub ihn in seinem kriegerischen Gewande. — Dieses Gräberfeld in Güttingen lehrt uns aber noch etwas anderes: In einer alten Urkunde vom 28. Oktober 799 wird Güttingen zum erstenmal in der Geschichte erwähnt, und zwar unter dem Namen Gutaringin. Aus den Gräbern ersehen wir aber, daß Güttingen mindestens zwei bis dreihundert Jahre älter sein muß, als diese Urkunde.

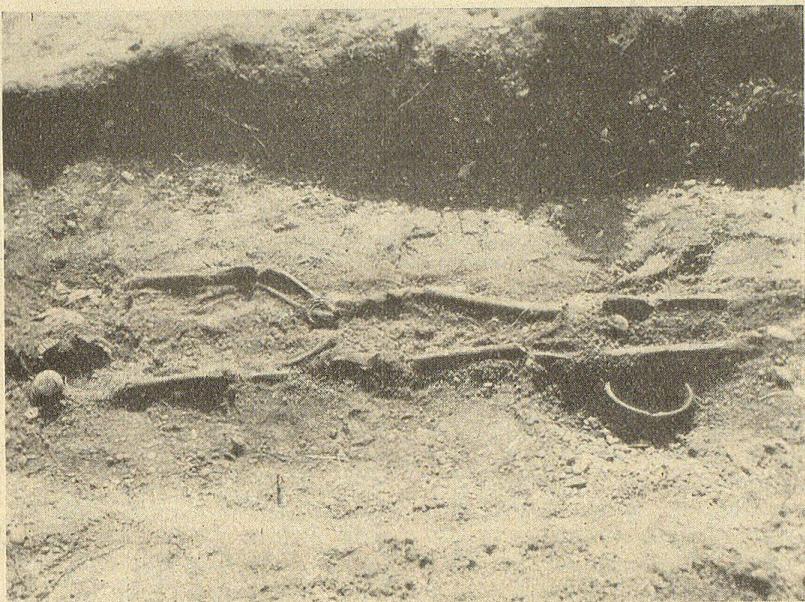


Abb. 1. Frauengrab aus dem römischen Friedhof in Pfyn.

So verhilft uns der Friedhof von Güttingen zu einer interessanten geschichtlichen Erkenntnis.

Aber noch viel ältere Gräber trifft der Forscher bei seiner Arbeit an. In Tscherfingen bei Mels fand man seinerzeit eine ganze Reihe von Gräbern, die keinerlei Knochen enthielten, dafür aber eine Menge von Asche und kleinen verbrannten Knochenstücken. In diesen Gräbern fanden sich viele bronzenen Gegenstände, lange Schmucknadeln, Armpangen, Messer, Geschirr usw. aus der Zeit von ungefähr 1000 v. Chr. Auch diese Gräber sind außerordentlich lehrreich. Sie lehren uns erkennen, daß es schon früh Zeiten gegeben hat, wo man die Toten verbrannte, ähnlich wie man es heute wieder in vielen Fällen tut. Die Kremation ist nicht etwa eine Erfindung der Neuzeit, sondern ein Gebrauch, der bei uns vor über 3000 Jahren schon lebhaft in Uebung stand.

Damals verbrachte man die Toten auf einem Scheiterhaufen in feierlicher Zeremonie, dann sammelte man sorgfältig die Totenasche in einer schön verzierten Tonurne und legte sie in ein Grab. Aber auch bei diesem Brauch glaubte man an ein Fortleben in einer andern Welt. Darum gab man auch der Leichenasche das mit, was der Lebende nötig gehabt hatte und gedachte seiner in Liebe. — Und wir wissen, daß man schon in den alten Zeiten auch die

Gräber seiner Lieben besuchte. Sie wurden kenntlich gemacht durch einen Holzpfahl oder durch einen unbehauenen langen Stein, der senkrecht auf die Totenstätte gestellt wurde. Unsere heutigen Grabsteine sind nichts anderes als die Fortentwicklung dieses aus den Urzeiten stammenden Brauches.

Auch auf andere Weise wurden die Gräber oft kenntlich gemacht. Bei Ossingen im Kanton Zürich fand man im Walde eine ganze Reihe stattlicher Hügel, die vom schweiz. Landesmuseum ausgegraben wurden. Es stellte sich heraus, daß es Gräber waren. Auch hier waren die Toten zuerst verbrannt worden und dann die Leichenasche in große Urnen gelegt. Diese Urnen legte man auf den Boden, stellte weitere Tongefäße, Schüsseln, Teller usw. dazu, die ganze Mahlzeiten enthielten, und häufte Steine um sie herum. Dann wölbte man von Erde einen ganzen Hügel als Totenmal darüber zum bleibenden Andenken an die Hinterbliebenen. Und diese Toten-

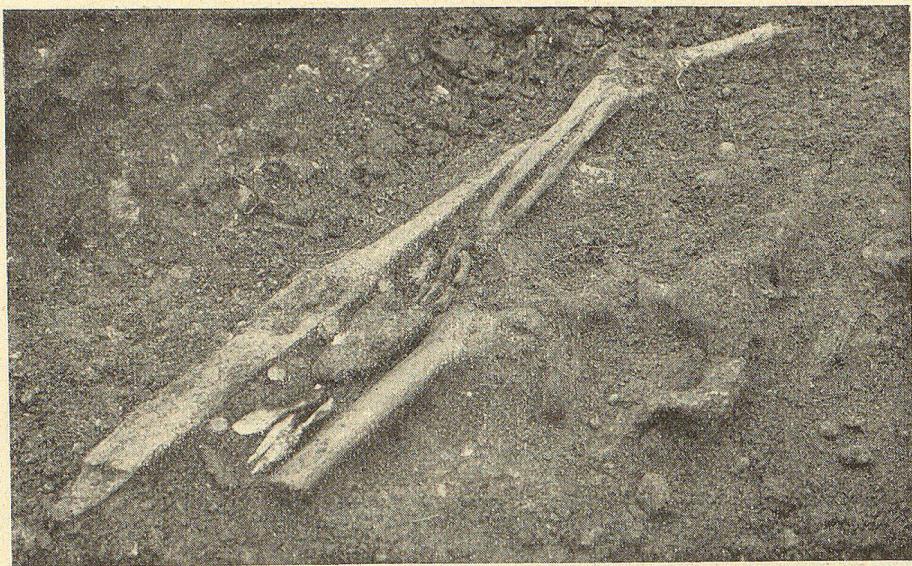


Abb. 2. Kriegergrab aus dem alamannischen Friedhof von Güttingen.

zeichen sind bis in die heutige Zeit erhalten geblieben, trotzdem sie ein Alter von etwa 2500 Jahren hinter sich haben, und solche Totendenkmäler sind in der ganzen Schweiz gar nicht selten. Sie begegnen dem aufmerksamen Beobachter der Natur oft bei seinen stillen Gängen durch die Wälder. Unsere Abbildung 3 zeigt einen solchen Grabhügel bei Ossingen geöffnet mit seinem zahlreichen Geschirr.

Die Beigaben, wie der Forscher alle die Gegenstände nennt, die er bei den Toten findet, haben aber für die Heimatgeschichte noch einen ganz besondern Wert. Jede Zeit hat ihre Mode, ihren Stil. Das ist nicht nur in der Gegenwart so, sondern das finden wir im Altertum ganz ähnlich. Einen Unterschied können wir vielleicht nur insofern konstatieren, als die Mode heute viel rascher wechselt als in den alten Zeiten. Weil aber die Mode stets gewechselt hat, so finden wir auch in den Gräbern der verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Dinge. Ein Messer der Bronzezeit (1800—800 v. Chr.) sieht nicht gleich aus wie ein solches der Römerzeit, eine Armpange der Eisenzeit (800—58 v. Chr.) macht einen ganz andern Eindruck als eine solche, die man in alamannischen Gräbern (nach 400 n. Chr.) findet. Die stilistischen Eigenheiten zeigen uns, in welche Zeiten die aufgefundenen Gräber gehören, sie zeigen uns aber auch oft, wenn wir sie mit Funden aus andern Ländern vergleichen, woher die damalige Bevölkerung gekommen ist und wohin sie später wieder verschwand. Denn man darf sich ja nicht etwa vorstellen, daß unser Land immer von denselben Völkern besiedelt gewesen sei. So wissen wir z. B. von den Helvetiern, daß sie frühestens ums Jahr 400 v. Chr. in unser Land gekommen sind, und die Geschichte lehrt uns, daß sie im Jahre 58 v. Chr. schon wieder unser Land verlassen wollten, um sich eine andere Heimat in Südfrankreich zu suchen, woran sie dann allerdings durch den berühmten Feldherrn Cäsar verhindert wurden. So können wir denn aus den Gräbern

wichtige geschichtliche Ereignisse erkennen. Sie zeigen uns mit der Zeit, aus welchen Rassen sich das moderne Schweizer Blut zusammensetzt, dieses Blut, das uns in der Geschichte auch heute noch einen besondern Platz anweist. Denn es ist absolut nicht richtig, daß wir gleichen Blutes sind wie z. B. die Deutschen, wir sind höchstens verwandten Blutes. Aber in uns fließt von Alters her mancher Tropfen, der nicht im selben Maße jenseits der Grenze durch die Adern strömt. Diese Tatsache erst läßt uns manche Eigenheit unseres Denkens und damit unserer heutigen Politik und unserer heutigen Kultur verstehen. So zeigt es sich denn, daß die Erforschung der alten Zeiten und ihrer Gräber uns wertvolle Erkenntnisse zu vermitteln imstande ist, die uns die Gegenwart besser zu verstehen lehren.

Es gibt aber auch Gräber, die ein tiefes Geheimnis umspielt, ein Geheimnis, das dem Forscher viel Kopfzerbrechen verursacht und ihm beweist, daß auch er noch viel zu lernen hat. Schon seit einigen Jahren werden in der bündnerischen Gemeinde Felsberg, am steilen Hang des Calanda, Gräber von ganz besonderer Eigenart untersucht. Sie finden sich vor einer Höhle, die nur unter großen Mühen erreichbar ist. Man muß über eine große Felsplatte klettern und durch einen Wald steil in die Höhe steigen. In und vor der Höhle befindet sich fast kein Platz zum aufrecht stehen, mehr als sechs bis sieben Menschen können sich, auch jetzt noch nach den Ausgrabungen, kaum bequem dort oben aufhalten. Und hier hat man fünf Tote eingebettet. Wer hat sich die Mühe genommen, die Leichen an dieser, im Winter überhaupt nicht zugänglichen Stelle zu bestatten? Und warum hat man es getan? Zwei Rätsel, die bis zur Stunde noch nicht gelöst sind. Wir wissen aber nicht einmal, wann diese Gräber angelegt worden sind; denn die Toten besitzen keinerlei Beigaben, die auf die Zeit schließen ließen, und doch erkennt man aus allem, daß die Gräber alt, sehr alt sein müssen. Und noch ein anderes Geheimnis bergen die Gräber am Calanda: Die fünf Toten liegen nämlich bloß in drei Gräbern. Zweimal sind je zwei Tote miteinander und nebeneinander im gleichen Grab beerdigt worden. Sind es Mann und Frau, die miteinander der Ewigkeit entgegenschlafen? Wieso sind sie miteinander gestorben? Hat man, wie es im Orient früher häufig der Fall war, beim Tode des Mannes die Frau gewaltsam getötet, damit sie ihm im Jenseits Gesellschaft leiste? Hat in diesen Fällen die Frau nur die Bedeutung der sonst üblichen Beigaben? Der Gedanke ist naheliegend, wissen wir doch, daß in Indien bis noch vor kurzem die Frau dem

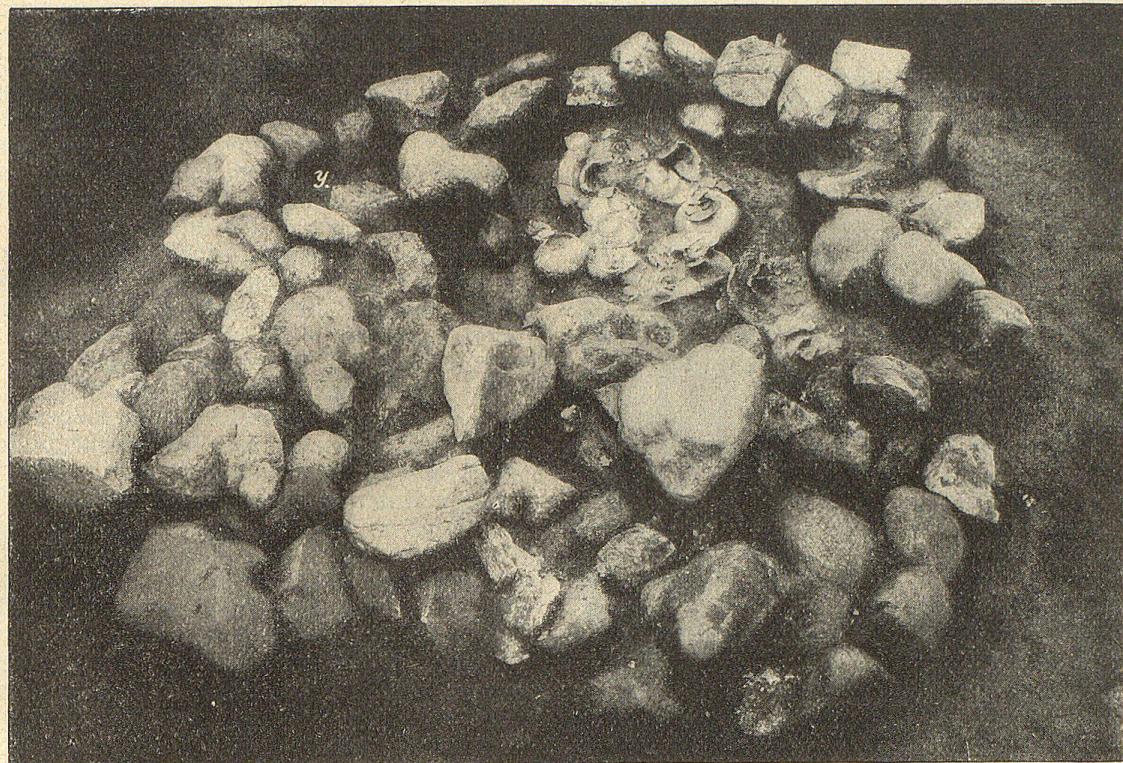


Abb. 3. Geöffneter Grabhügel mit Brandgrab bei Ossingen.

toten Manne auf den Scheiterhaufen folgen mußte. Wir wissen es nicht. Wir stehen vor einem Geheimnis, das uns mit Ehrfurcht erfüllt, auch wenn es den Anschein hat, daß ein barbarischer Brauch in diesen Gräbern zum Ausdruck kommt. Aber wir dürfen und können nicht urteilen. Auch wenn es wirklich so ist, daß die Frauen ihren Männern gewaltsam in den Tod folgen mußten, so zeigt es uns doch, daß diesen Menschen religiöses Denken nicht fremd war. Sie litten um ihre Toten, sie brachten Opfer für sie, sogar sich selbst, und solche Opfer müssen wir achten, auch dann, wenn wir es nicht verstehen.

Beigabenlose Gräber sind überhaupt nicht gerade selten. Sie finden sich in allen Landesgegenden und oft in recht großer Zahl. Es lassen sich bei ihnen selten Spuren von Särgen oder von eigentlichen Grabkammern oder Grabumrahmungen feststellen. Sie bieten dem Forscher immer ganz besondere Schwierigkeiten; denn aus dem Erhaltungszustand der Knochen und aus den Rasseeigentümlichkeiten der Gerippe läßt sich niemals erkennen, in welcher Zeit der Tote bestattet worden ist. Darum ist es so außerordentlich wichtig, daß bei Auffindung eines alten Grabes auf jeden Fremdkörper geachtet wird und wenn es auch nur ein alter, halb zerfallener Geschirrscherben ist. Es sind schon oft kleine, ganz unscheinbare Dinge gewesen, die zu wichtigen Erkenntnissen geführt haben. Daher kommt es, daß der Urgeschichtsforscher stets, wenn er auf einen neu gemeldeten Fundplatz kommt, zuerst danach fragt, ob man keine Scherbenreste gesehen habe, darum

hebt er auch das kleinste Stückschen auf, das ihm in die Finger kommt, weil es für ihn immer den Wert eines geschriebenen Dokumentes besitzt.

Gräber ganz besonderer Prägung kamen vor vielen Jahren im berühmten Schweizerbild bei Schaffhausen zum Vorschein. Es befindet sich dort eine Siedlung aus der ältern Steinzeit, also aus der Zeit, in der der Mensch weder Haustiere noch Kulturpflanzen kannte, in der ihm die Kunst der Weberei und Töpferei noch fremd war und in der er auch noch nichts von Metallen wußte. Er lebte damals in Höhlen, im Schutz überhängender Felsen und in primitiven Hütten, die er sich aus Reisern zusammenbaute oder in Zelten, die er aus Tierfellen errichtete. An dieser Stelle wurden nun im Beginn der jüngeren Steinzeit, also vor etwa 5000 Jahren, in derselben Zeit, wo bei uns die ersten Pfahlbauten entstanden, eine stattliche Reihe von Menschen beerdigt, von denen viele einer ganz besondern Rasse angehörten. Ihre Skelette wiesen nämlich auf lauter sehr kleine Menschen hin, die von vielen Forschern direkt als Zwergen (Pygmäen) bezeichnet wurden. Kleinwüchsige Menschen nennt man sie heute, weil man den Ausdruck Zwergen nicht gern gebraucht. Die Reste dieser kleinwüchsigen Menschen, die sicher alle erwachsen waren, so daß man nicht etwa an halbwüchsige Jugend denken darf, haben die Aufmerksamkeit der Forscher ganz besonders, deshalb beansprucht, weil man ähnliche kleinwüchsige Menschen auch anderwärts in der Schweiz bereits aufgefunden hat, so z. B. im Wauwiler Moos im Kan-

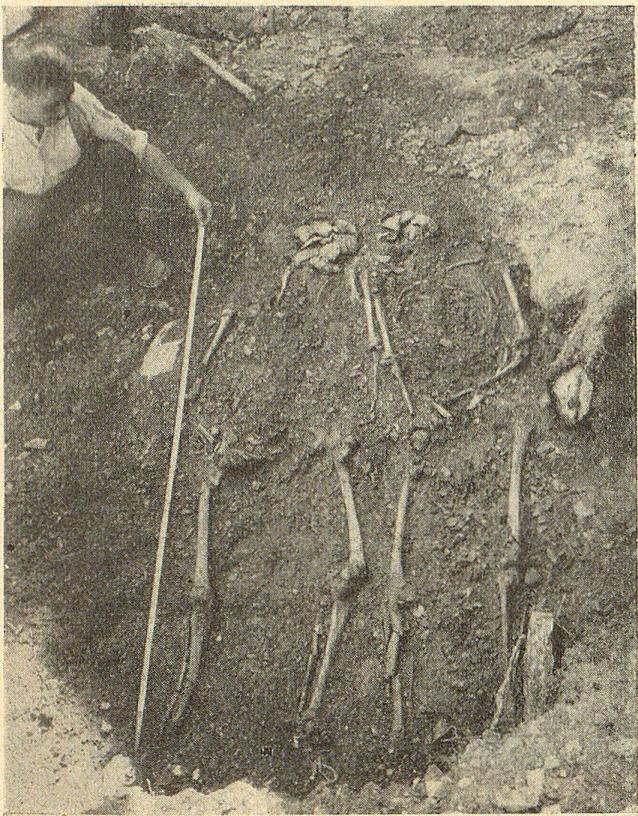


Abb. 4.
Doppelgrab aus der untern Tgilväterlithöhle
bei Felsberg.

ton Luzern und im Kanton Bern. Sie lehren uns, daß es eine Zeit gegeben hat, wo in der Schweiz eine sehr kleine Menschenrasse wohnte, ähnlich wie dies heute noch in tropischen Gegenden Afrikas und Asiens der Fall ist. Zu weitern Schlüssen ist aber die Wissenschaft bisher nicht gekommen. So bilden denn auch die Gräber vom Schweizerbild ein bisher noch ungelöstes Rätsel, wie es deren in der Urgeschichtsforschung ja noch viele gibt. Es ist aber kaum daran zu zweifeln, daß auch weiterhin Gräber von kleinwüchsigen Menschen der jüngeren Steinzeit (3000—1800 v. Chr.) gefunden werden und daß es einmal gelingen wird, ihrem Geheimnis auf die Spur zu kommen. Es sollte sich daher jeder Mensch, der bei irgendwelchen Erdarbeiten auf Gräber stößt, sich immer zur Pflicht machen, nicht weiter zu graben und sie zu zerstören, sondern das nächste Museum von dem Funde zu benachrichtigen, damit dieses die notwendigen Untersuchungen vornehmen kann. Auch das Sekretariat der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte in Frauenfeld ist für jede Fundmeldung dankbar und wird gerne die nötigen Vorkehrungen treffen.

Alte Gräber! Sie erfüllen uns mit Ehrfurcht. Sie erfüllen uns mit Respekt vor der Vergangenheit. Sie sollen uns lehren, bescheiden zu werden. Und sie sollen uns lehren, die Geschichte einer fernen Vergangenheit zu erkennen, einer Vergangenheit, die immer irgendwie auch für die Gegenwart Bedeutung hat, auch wenn es der krasse Materialismus, der heute allüberall frech sein Haupt erhebt, nicht anerkennen will. Es ist eben doch wahr, daß es ungezählte Menschen gibt, die am Wissen von der Geschichte ihrer Heimat gewachsen sind.

Ein Freiwilliger.

Skizze von Anna Burg.

Der Großvater war sehr alt. Im nächsten Frühjahr sollte er 85 Jahre alt werden. Vielleicht auch sechshundachtzig; er wußte nicht mehr ganz genau, in welchem Jahre er geboren war. Aber das tat nichts; auf solcher Lebenshöhe kommt es auf ein Jahrchen mehr oder weniger nicht an. Die Hauptjache war, daß er sich noch frisch und hell im Geiste fühlte, daß seine Neuglein noch luchscharf in die Welt blickten und daß er, wenn er auch an einem Stocke hinkte, doch noch erstaunlich rasch von der Stelle kam. Wenn am Abend die Familie, die ziemlich zahlreich war, in der Wohnstube bei allerhand Beschäftigungen versammelt saß, so pflegte der Großvater behaglich im Ofenwinkel zu sitzen und auf das Geplauder der Jungen, auf die bedächtigen Reden der Älteren zu lauschen. Es gab da immer gar mancherlei zu vernehmen; denn es war eine seltsame Zeit, und man konnte am gleichen Abend Gespräche hören, die sich um die Lage der ganzen Welt drehten, dann wieder hitzige Debatten über schweizerische Verhältnisse, über bevorstehende Abstimmungen, neue Gesetzesvorlagen, Wahlen usw.; dazwischen dann wie-

der ein rasches, lustiges Mädchengezwitscher über allerlei Dorfneuigkeiten. Der Großvater dachte in seiner Ecke, es sei wohl noch nie so gewesen, daß Großes und Kleines so untereinander gewürfelt worden sei und daß einfache Bauersleute sich derart mit weit abliegenden Weltfragen beschäftigt hätten. Wenn er selbst etwas zur Unterhaltung beitragen wollte, so holte er etwas aus seiner Erinnerung hervor; denn das Erleben des Tages war ihm unsympathisch, er konnte nicht mehr recht mittun, und obwohl er alles noch sah und beobachtete, so hatte er doch nie die geringste Lust, sich selbst zu dem Geschehen des Heute zu äußern. Seine kurzen Schilderungen vergangener Ereignisse trugen aber immer ein solches Gepräge des Erlebten, daß sie ganz neu anmuteten und man ihnen gerne lauschte. Nur eine Eigentümlichkeit besaß der Großvater: er hatte doch den Weltkrieg miterlebt, hatte seine Söhne, Schwiegersöhne und Enkelsöhne an die Grenze ziehen seh'n, hatte Tag um Tag rund um sich das Reden von diesem gigantischen Weltgeschehen gehört; dennoch tat er, als ginge ihn diese Zeit gar nichts an, als hätte sich das alles auf